

Den Geist retten

André Comte-Sponville

Es ist eine jüdische Geschichte. Ein jüdisches Paar, Franzosen, sie so atheistisch wie er, hat gerade eine wichtige Entscheidung getroffen: Die beiden Eltern wollen ihren Sohn an einer Privatschule anmelden, in diesem Fall einer katholischen. Die Motivation ist rein pädagogisch: Man hat ihnen gesagt, dass die Qualität der Lehre dort besser sei. Nach dem ersten Schultag fragen sie ihr Kind.

„Und, was hast du heute gelernt?“

„Heute war der erste Schultag. Wir haben noch nicht viel gearbeitet. Aber ich habe trotzdem etwas Interessantes gelernt.“

„Was denn?“

„Dass es drei Götter gibt: den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist.“

Der Vater wird plötzlich sehr wütend und schreit:

„Oh nein, mein Sohn, so nicht! Hör mir gut zu, das ist sehr wichtig: Es gibt nur einen Gott! Und an den glauben wir nicht!“

Ich liebe diese Geschichte. Nicht nur aufgrund dessen, was sie über die jüdische Tradition aussagt (die so wenig mit dem Glauben und so viel mit Treue zu tun hat), sondern auch aufgrund dessen, was sie uns über den Atheismus lehrt: dass er fast unweigerlich den Prägestempel ebenjenes Gottes an sich trägt, den er ablehnt.

Es gibt, wenn auch ungleich verteilt, überall auf der Welt Atheisten, deren Gemeinsamkeit darin besteht, an keinen Gott zu glauben. Aber Atheist zu sein ist in einem christlichen Land und in einem muslimischen Land nicht das Gleiche, und es ist auch nicht gleich, ob man in einer katholischen oder jüdischen, buddhistischen, hinduistischen oder religionslosen Familie aufgewachsen ist. An welchen Gott glauben Sie nicht? Die Frage ist nicht belanglos. Ich für meinen Teil glaube an keinen, aber ich weiß sehr gut, an welchen ich in meiner Kindheit und Jugend geglaubt habe. Das ist der, der mich bis auf den heutigen Tag ausschließlich interessiert und an den ich nicht mehr glaube. Nicht der Gott der Philosophen, oder kaum. Nicht der Erste Bewegter des Aristoteles, der genauso langweilig wie unbeweglich ist. Nicht der Gott von Descartes, der nur deshalb alles erklärt, weil er unbegreiflich ist. Nicht der Gott von Spinoza, der keiner ist. Und noch viel weniger der Gott von Leibniz mit seinen unendlichen und schäbigen Berechnungen. Auch nicht der der Priester, der Predigten, der Theologen. Nicht der der Frommen und der Sakristeiwanzen. Nein. Der Gott, der mich interessiert, der mich angeht und an den ich nicht glaube, ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Es ist der Gott von Pascal (der aus dem *Mémorial*, nicht aus der Wette). Es ist der Gott Jesu Christi. Ein Gott der Liebe also, nicht die Liebe als Gott.

Jemand, nicht etwas. Eine Person, oder meinetwegen drei, kein Prinzip, kein Wert und keine Abstraktion.

An die Liebe glauben? Kann es etwas Alberneres geben? Lieben genügt und ist besser.

An den Menschen glauben? Was könnte überflüssiger sein, da er doch zweifelsfrei existiert? Den *Gottmenschen*? So heißt ein schönes Buch meines Freundes Luc Ferry¹, und dieser Titel fasst ziemlich genau das zusammen, woran ich nie habe glauben können. Ich habe vielleicht zu viel Pascal gelesen, oder ich kenne mich zu gut. Die Jansenisten haben recht, was den Menschen angeht, das schien mir immer klar, ebenso wie die Quietisten mit der Spiritualität rechthaben. Damit stößt der Humanismus an eine zweifache Grenze. Der Gottmensch? Was gäbe das für einen jämmerlichen Gott! Was soll das sein, ein sterblicher Gott, der so viel eher zum Schlechteren als zum Besseren fähig ist (die Heiligkeit ist die Ausnahme, der Egoismus die Regel)? Was soll das sein, ein Gott, der selbst nicht weiß, dass er Gott ist (weil er das nur sein kann, wenn Gott, der wahre Gott, nicht existiert, was niemand weiß)? An den Menschen glauben? Nutzlos. Ihn anbeten? Unmöglich. Da ist es besser, ihn zu verstehen, so gut es eben geht, das zu respektieren, was man vorfindet, auf der Hut zu sein, wenn man sie nicht kennt (das bringen wir unseren Kindern bei und wir tun recht daran), ihnen immer zu vergeben, ihnen manchmal zu helfen, sie zu lieben, wenn man kann ... Das ist der Geist der Evangelien. Das ist der Geist von Montaigne und Spinoza. Das ist meiner Ansicht nach der wahre Geist. Der Humanismus der Wachsamkeit („*Cautete*“, sagte Spinoza: „hüte dich“) und der Barmherzigkeit („Einer mag so weise sein wie er will“, schreibt Montaigne, „letztlich bleibt er ein Mensch – was aber gibt es Hinfalligeres, Erbärmlicheres und Nichtigeres?“²). Der Humanismus ist nicht unsere Religion; er ist unsere Moral. Der Mensch ist nicht unser Gott; er ist unser Nächster.

Kurz gesagt: Suchen wir keinen Ersatz für Gott! Opfern wir nicht den Götzen, seien sie nun humanistisch oder einfach nur human.

*

„Gott ist groß‘ ist eine Tautologie“, sagte ein Freund zu mir. „Gott ist Liebe“, das ist interessant!“ Ich bin einverstanden, und de facto ist das auch der einzige Gott, der mich interessiert.

Das ist aber noch kein Grund, daran zu glauben. Es ist im Gegenteil ein Grund, wie ich an anderer Stelle bereits erklärt habe, sich dem zu verweigern. Wenn ein Glaube unseren größten Sehnsüchten so sehr entspricht, hat man allen Anlass zu der Vermutung, dass er genau deswegen erfunden worden ist. Freud nennt dies eine Illusion oder, anders ausgedrückt, „einen aus menschlichen Wünschen abgeleiteten Glauben“; und auch wenn dies nicht beweist, dass Gott nicht existiert (eine Illusion ist, so Freud, nicht unbedingt ein Irrtum), macht es seine Existenz doch desto zweifelhafter, je wünschenswerter sie ist. Sich Illusionen hinzugeben heißt, seine Wünsche für die Wahrheit zu halten. Da definitions-

gemäß nichts wünschenswerter ist als Gott, ist kein Fürwahrhalten der Illusion verdächtiger als der Glaube an seine Existenz. Man wird mir entgegenhalten, der Glaube sei mehr als ein Fürwahrhalten. Ich werde diese Feinheiten den Theologen überlassen und mich damit begnügen, das *Credo* ernst zu nehmen: Es ist die beste Zusammenfassung all dessen, woran genau ich nicht glaube.

Zudem gibt es überall zu viel Böses und im Menschen zu viel Mittelmäßigkeit, als dass die Vorstellung eines zugleich allmächtigen und unendlich guten Schöpfergottes mir einfach so glaubwürdig erscheinen könnte. Je besser ich mich kenne, desto weniger vermag ich an Gott zu glauben. Und je besser ich die anderen kenne, desto schwieriger wird das Ganze.

Im Übrigen habe ich nicht einmal in meiner glaubensinbrünstigen Jugend jemals auch nur die geringste Erfahrung mit diesem Gott gemacht. Warum also sollte ich daran glauben? Er ist „ein verborgener Gott“ (*Deus absconditus*)? Nun gut, wenn es ihm Spaß macht. Ich bin zu alt, um Verstecken zu spielen.

*

Was meine Art betrifft, Atheist zu sein, kann ich sie mit einem Satz beschreiben: Ich bin ein undogmatischer und treuer Atheist.

Ein Atheist zunächst einmal, das ist einfach, weil ich nicht an Gott glaube.

Warum ein undogmatischer Atheist? Weil ich natürlich anerkenne, dass mein Atheismus kein Wissen ist – denn über Gott oder seine Nichtexistenz kann man nichts wissen. Deshalb hängt alles davon ab, welche Frage man mir stellt. Wenn man mich fragt: „Glauben Sie an Gott?“, dann ist die Antwort sehr einfach: nein. Fragt man mich hingegen: „Existiert Gott?“, so ist die Antwort zwangsläufig schon ein bisschen komplizierter: weil

ich dann, das gebietet der intellektuelle Anstand, als erstes sagen muss, dass ich nichts darüber weiß. Das ist keine Inkompetenz meinerseits; es liegt einfach daran, dass die Frage alles mögliche Wissen übersteigt (lesen Sie hierzu Montaigne, Pascal, Hume, Kant). Ich habe es oft genug gesagt: Wenn Ihnen jemand begegnet, der zu Ihnen sagt: „Ich weiß, dass Gott nicht existiert“, dann ist das nicht in erster Linie ein Atheist, sondern ein Dummkopf. Und dasselbe gilt für jemanden, der zu Ihnen sagt: „Ich weiß, dass

Gott existiert.“ Das ist ein Dummkopf, der an etwas glaubt – was ich ihm nicht im geringsten zum Vorwurf mache – und der dummerweise seinen Glauben für ein Wissen hält und damit einen doppelten Irrtum begeht: einen theologischen (der Glaube ist eine Gnade, was das Wissen niemals sein könnte) und einen philoso-

André Comte-Sponville, geb. 1952 in Paris, Frankreich, studierte Philosophie an der École Normale Supérieure, Paris, und war bis 1998 Professor an der Universität Paris I (Panthéon-Sorbonne). Er gab die Professur auf, um sich mehr dem Schreiben und den von ihm organisierten Konferenzen widmen zu können. Als materialistischer, rationalistischer und humanistischer Philosoph bezeichnet er sich als „undogmatischen und treuen Atheisten“. Zahlreiche Veröffentlichungen, darunter auf Deutsch: Woran glaubt ein Atheist? Spiritualität ohne Gott (2008); Kann Kapitalismus moralisch sein? (2009); Ermutigung zum unzeitgemäßen Leben. Ein kleines Brevier der Tugenden und Werte (2010). Anschrift: 10, rue Michel Chasles, 75012 Paris, Frankreich. E-Mail: a.c-s@orange.fr.

phischen (weil er zwei unterschiedliche Begriffe, den Glauben und das Wissen, miteinander verwechselt).

Man sagt mir manchmal, ich sei weniger ein Atheist als vielmehr ein Agnostiker. Das hieße den Agnostizismus missverstehen. Agnostiker ist nicht der, der anerkennt, dass er nicht weiß, ob Gott existiert oder nicht (das sollten Gläubige wie Atheisten, wenn sie klug sind, gleicherweise anerkennen), sondern der, der entscheidet, an diesem Eingeständnis der Unwissenheit festzuhalten, der sich weigert, eine Wahl zu treffen, der die Frage offen lässt, kurz: der in der großen Metaphysik-Umfrage das Kästchen „keine Meinung“ ankreuzt. Das entspricht mitnichten meiner persönlichen Position. Ich weiß nicht, ob Gott existiert oder nicht. Aber ich glaube, dass er nicht existiert. Ein undogmatischer Atheist ist nicht weniger atheistisch als andere. Er ist einfach nur klüger.

Und warum nun ein *treuer Atheist*? Weil ich, so atheistisch ich auch bin, und das seit nunmehr bereits vierzig Jahren, mit allen Fasern meines Wesens an einer bestimmten Anzahl von Werten festhalte, die zumindest zum Teil in den großen religiösen Traditionen und insbesondere, weil dies nun einmal meine Geschichte ist, in der jüdisch-christlichen Tradition geprägt und überliefert worden sind. Was ändert es an der Größe des Buches Kohelet, ob Gott existiert oder nicht? Was hat das für einen Einfluss auf die Tragweite der Botschaft des Evangeliums? Ich weiß wohl, dass es für Jesus nicht die Liebe, sondern der Glaube ist, der erlöst (ein Punkt, den, dies sei nur am Rande erwähnt, unsere christlichen Humanisten gerne vergessen). Deshalb bin ich weder christlich noch christisch. Aber der Glaube ist Sache der Religion, nicht Sache der Moral. Dass Jesus an Gott geglaubt hat, ist mehr als wahrscheinlich. Das verpflichtet mich weder dazu, selbst daran zu glauben, noch dazu, den Rest seiner Botschaft abzulehnen. Er war ein frommer Jude; damit ist aber seine Frömmigkeit für mich nicht verbindlicher als sein Judentum, noch hindert mich das daran, in ethischer Hinsicht und wie Spinoza die Schönheit, die Vornehmheit und die Tiefe seiner Botschaft anzuerkennen. Nicht der Glaube - die Wahrheit erlöst; nicht die Hoffnung - die Liebe lässt uns leben. Das glaube ich, das macht mich zum Atheisten, obwohl ich es zumindest teilweise den Evangelien - oder meiner Lesart derselben - entnehme, und das ist es auch, was ich mir in Anlehnung an Spinoza angewöhnt habe, als den „Geist Christi“³ zu bezeichnen, der vor vielen Jahren meine Kindheit und meine Jugend geprägt hat und mich auch heute hin und wieder erhellt. Nicht, dass ich meine Zeit damit zubrächte, die Evangelien zu lesen: Das ermüdet mich rasch (es sind sterbenslangweilige Texte, die von Proselyten verfasst wurden); aber ich habe mir im Lauf der Jahre eine Art inneren Christus geformt, der seinen Glauben verloren hat („Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“) und dadurch viel freier, klüger und liebevoller geworden ist. Einen Buddha? Wenn Sie so wollen. Aber einen, der die Liebe über die Weisheit, über das Heil stellen würde, und genau das bedeutet für mich als Atheisten die Torheit des Kreuzes. Lieber eine schmerzhaftige Liebe als eine lieblose Heiterkeit.

Wenn es hingegen um Spiritualität geht, fühle ich mich den östlichen und insbesondere den buddhistischen und taoistischen Strömungen näher (deshalb berührt mich auch der Chan so sehr, dem so etwas wie eine Synthese aus beiden gelingt). Die Liebe ist der höchste Wert, denn alles erhält seinen Wert nur durch die Liebe. Aber sie ist nicht alles, und das Alles ist auch nicht Liebe.

Was ist die Spiritualität? Sie ist das Leben des Geistes, insbesondere in seinem Verhältnis zum Absoluten, zum Unendlichen, zur Ewigkeit. In ihrer höchsten Form ist sie also das mystische Leben: unser Verhältnis zum Unendlichen, unser zeitliches Verhältnis zur Ewigkeit, unser relatives (natürlich relatives) Verhältnis zum Absoluten. Nun sind aber das Unendliche, die Ewigkeit oder das Absolute nur Liebe, wenn sie Gott sind, was ich nie erfahren habe und woran ich nicht glaube. Aber sind sie deswegen weniger absolut, weniger ewig, weniger unendlich? Auch daran glaube ich nicht, und *erfahren*, wie Spinoza sagt, habe ich eher das Gegenteil.

Was ist das Absolute? Das, was von keiner Beziehung, von keiner Bedingung, von keinem Blickwinkel abhängig ist. Es ist mithin das Relative selbst in seiner Gesamtheit. Die Gesamtheit aller Verhältnisse steht zu nichts im Verhältnis, weil sie alles ist; die Gesamtheit aller Bedingungen ist zwangsläufig unbedingte; die Gesamtheit aller Blickwinkel ist selbst kein bestimmter Blickwinkel.

Was ist das Unendliche? Das, was nichts begrenzen kann: Die Gesamtheit der endlichen Dinge ist mithin unendlich oder allermindestens unbestimmt. Alle Grenzen sind in ihr. Wie sollten sie sie begrenzen können?

Was ist die Ewigkeit? Eine Gegenwart, die gegenwärtig bleibt: Mithin ist es die Gegenwart selbst, die sich ändert und dauert, die wir verlassen werden, die uns nie verlässt. Das „ewige Heute Gottes“, wie der heilige Augustinus gesagt hat, ist ebenso gut oder besser gesagt das ewige Heute der Natur (die Immer-Gegenwart des Wirklichen) und des Denkens (die Immer-Gegenwart des Wahren). Die Vergangenheit? Sie ist nicht, weil sie nicht mehr ist. Die Zukunft? Sie ist nicht, weil sie noch nicht ist. Es gibt mithin nur die Gegenwart, die nicht aufhört, sich zu verändern (wir dürfen das Ewige nicht mit dem Unwandelbaren verwechseln) und zu dauern. Wie sollte die Gegenwart enden, da es doch nichts anderes gibt? Wir sind bereits das Himmelreich: Die Ewigkeit ist jetzt.

„Wir fühlen und erfahren“, schreibt Spinoza, „dass wir ewig sind.“ Nicht, dass wir es nach unserem Tod *sein werden*, woran ich ebenso wenig glaube wie Spinoza, sondern dass wir es *sind*, hier und jetzt. Und das habe ich in der Tat beinahe erfahren. Ja, es ist vorgekommen – selten, ausnahmsweise, aber doch so intensiv, dass es mein ganzes Leben auf den Kopf gestellt hat –, dass ich Momente erlebt habe, die frei von Mangel waren (was ich Fülle nenne), frei von Sprache (was ich Stille nenne), frei von Vergangenheit und von Zukunft (was ich Ewigkeit nenne), frei von Hoffnung und Furcht (was ich Heiterkeit nenne), frei von Trennung zwischen mir und allem (was ich Einheit nenne), zwischen mir und mir (was ich Einfachheit nenne), kurz: Momente der Freiheit von mir selbst, was ich das Absolute nenne. All das würde lange Erklärungen erfordern, die ich andernorts skizziert habe (vgl. *Woran glaubt ein Atheist? Spiritualität ohne Gott*, Zürich 2009).

Atheist zu sein heißt nicht, dass man auf jedes spirituelle Leben verzichtet. Es heißt im Gegenteil, sich zumindest theoretisch eine andere Spiritualität zu ermöglichen: eine eher naturalistische als humanistische, eher quietistische als jansenistische Spiritualität (Pascal ist ein unermessliches Genie, aber ein spiritueller Meister ist er nicht), eher Immanenz als Transzendenz, eher Verschmelzung als Begegnung, eher Wahrheit als Sinn, eher Stille als Wort, eher Weisheit als Heiligkeit, eher Meditation als Gebet, kurz: eher *Enstase*, wie es in den Abhandlungen der vergleichenden Mystik heißt, als Ekstase. Ich glaube hier eher den Geist von Nagarjuna als den Geist Jesu Christi gefunden zu haben: „Solange du einen Unterschied zwischen dem Nirwana und dem Samsara machst, bist du im Samsara.“ Ich habe in den Evangelien nichts gelesen, das mir (aus spiritueller, nicht aus moralischer Sicht) so dicht, so tief, so entscheidend erschienen wäre. Ich habe es oft dekliniert: Solange du einen Unterschied zwischen dem Absoluten und dem Relativen machst, bist du im Relativen. Solange du einen Unterschied zwischen der Ewigkeit und der Zeit machst, bist du in der Zeit. Solange du einen Unterschied zwischen dem Heil und der Verlorenheit machst, bist du verloren. Oder auch, wie ich gerne zu meinem Freund Jesus sagen würde, der vielleicht damit einverstanden wäre: Solange du einen Unterschied zwischen dem Himmelreich und der Welt machst, bist du ... in der Welt. Und wo sonst sollten wir sein, da sie überall ist?

Nur in diesem Sinne sind wir meiner Ansicht nach bereits im Himmelreich: nicht durch die Hoffnung, nicht durch den Glauben, nicht, weil die Liebe so stark wäre wie der Tod, wie es das Hohelied so töricht verkündet, sondern weil der Tod uns, solange wir leben, weder daran hindern kann, zu lieben, noch daran, zu leben, solange wir lieben.

*

Man sieht, der antireligiöse Hass ist nicht meine starke Seite: Ich bin ein friedlicher und sanftmütiger Atheist. Ob das mit meinem Denken oder mit meiner Biographie zusammenhängt, ist schwierig zu sagen. Man hat meinem Freund Michel Onfray die hasserfüllte Heftigkeit seines Buchs *Wir brauchen keinen Gott* (München 2007) sehr zum Vorwurf gemacht. Auch ich habe sie beklagt. Seine Leser, die sehr zahlreich sind, wissen jedoch, dass diese Heftigkeit seiner Biographie, das heißt: dem Bösen, geschuldet ist, das Ordensleute ihm während seiner Kindheit angetan haben; und das rechtfertigt zwar nicht alles, ist aber eine Art von Entschuldigung. Bei mir ist es umgekehrt. Als ich mit siebzehn Jahren einer ebenfalls, wenn auch aus ganz anderen Gründen schmerzlichen Kindheit entwuchs, hatte ich im Grunde nur zwei wirklich redliche, aufmerksame, taktvolle, respektvolle, sensible, tiefe und gebildete Menschen getroffen: die beiden Schulgeistlichen, mit denen ich am Collège und am Lycée häufig zu tun haben durfte (Père Jaffrès, der schon lange tot ist, und Père Bernard Feillet, mit dem ich noch heute befreundet bin). Diese beiden haben mir das allerschönste Bild vom Geist Christi vermittelt. Ein ganz und gar menschliches Bild, und genau so ist es auch.

Weder ist der Mensch Gott, noch ist Gott Mensch geworden; die Menschen haben die Vorstellung von Gott erfunden, und wenn sie dies nicht aus Aberglauben getan haben, dann deshalb, um (denken Sie an Etty Hillesum, denken Sie an Simone Weil) das auszudrücken, was sie in sich trugen und was größer war als sie: die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Liebe. Gott soll die allmächtige Einheit der drei sein. Doch selbst wenn diese drei, wie ich glaube, nur getrennt voneinander (weder genügt die Wahrheit der Gerechtigkeit noch die Gerechtigkeit der Liebe) und schwach (das ungefähr bedeutet Atheismus) existieren – ist das ein Grund, sie nicht mehr zu lieben und nicht mehr anzustreben?

Es geht nicht darum, ob man an Gott glaubt oder nicht. Es geht darum, diese Macht des Denkens, Urteilens und Liebens in uns nicht zu verraten: Es geht um den Geist, der ganz Gnade und Barmherzigkeit ist.

Dass dieser Geist nur in lebenden Körpern und durch sie existiert, dass er sich nur im Schoß einer Gesellschaft, einer Geschichte, einer Kultur und durch sie entwickelt, davon bin ich überzeugt (deshalb bin ich Materialist). Das macht ihn nur zerbrechlicher und kostbarer. Wenn Gott existiert, dann ist der Geist per definitionem unsterblich. Das Wesentliche ist gesichert: Deshalb ist die Religion praktisch immer das Gegenteil des Tragischen. Wenn Gott nicht existiert, ist es umgekehrt: Dann ist jeder Geist zerbrechlich, vorläufig, sterblich, wie unsere Kinder es sind, und wir wissen aus Erfahrung, dass das kein Grund ist, sie weniger zu lieben, ganz im Gegenteil, und auch kein Grund, sie weniger zu beschützen oder weniger zu erziehen. Das ist der Inbegriff des Tragischen: dem, was vergehen wird, um so mehr Wert beizumessen.⁴ Für den Atheisten, der ich bin, ist der Geist Christi der Geist des Sohnes („Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen“: Das ist es, was ich als Treue bezeichne) und der Geist des Vaters oder der Mutter (mein Kind: meine Liebe). Dass Gott Vater und Sohn ist und dass dieser Sohn eine Familie hat, das ist das eigentliche Geheimnis des Christentums. Anthropomorphismus? Ganz sicher. Aber ohne diesen wäre jede Religion unmenschlich und außerdem unmöglich.

Dass Maria Jungfrau gewesen ist, ist ein lächerliches, fast groteskes Detail, sagen wir ein weiterer Mythos oder Aberglaube. Nicht aber, dass Jesus eine Mutter gehabt hat. Pergolesis *Stabat Mater* oder Michelangelos *Pietà* haben uns in dieser Hinsicht viel mehr zu sagen als die wenigen oder angeblichen Erscheinungen, an die der Vatikan mit solcher Hartnäckigkeit glaubt. Eine einzige echte Mutter ist, wenn sie liebt (und das tun sie fast alle), mehr wert als der ganze Marienkult.

Dann ist da das Kreuz und alles, was es symbolisiert. Nicht die Verherrlichung des Leids, wie einige behaupten, sondern das unschuldige und gefolterte Opfer, die geschmähte, gedemütigte, gemarterte Liebe, „immer besiegt“, wie Alain es formuliert hat, „immer am dritten Tage wiedergeboren werdend“. Genau so ist es. Wir lieben nicht den Sieg, sondern die Liebe und das Leben. „Wie Sie“, schrieb Spinoza an einen seiner Briefpartner, „nehme ich das Leiden Christi, seinen Tod und sein Begräbnis wörtlich; doch anders als Sie verstehe ich seine Auferstehung nur allegorisch.“⁵ Als Allegorie wofür? Nicht dafür, dass Jesus nicht gestorben

ist, sondern dass der Tod das, was er gelebt hat und was wir leben, nicht ungeschehen machen kann.

Die Krippe und Golgatha: zwei Bilder äußerster Schwäche. Das ist das Gegenteil des allmächtigen Gottes, und deshalb ist Jesus aus meiner Sicht nicht Gott. Na und? Es ist nicht die Macht, die wir lieben, und auch nicht Gott, sondern die Liebe, die Gerechtigkeit und die Wahrheit. Zumindest sind es diese, denen ich versuche treu zu bleiben, so gut ich es vermag, und oft unter Schmerzen. Jedem sein Kreuz zwischen den beiden Schächern. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Weil er nicht existiert, was natürlich nicht seine Schuld ist. Und unsere auch nicht.

Es geht nicht darum, ob der Geist unsterblich ist oder nicht (verwechseln wir nicht die Ewigkeit mit der Dauerhaftigkeit). Es geht darum, dass er lebendig bleibt, solange wir leben werden, solange unsere Kinder und die Kinder unserer Kinder leben werden. Das allein hängt von uns ab und verlangt all unsere Sorgfalt. „Die unzähligen Leser des Lukrez“, so bemerkte Alain, „wissen, was es heißt, den Geist zu retten, indem man den Geist verneint.“ Es heißt, ihn als Akt zu retten, indem man ihn als Substanz verneint. Es heißt, den lebendigen Geist zu retten, indem man seine Unsterblichkeit verneint. Doch was zählt, ist der Geist, nicht die Verneinung.

¹ Luc Ferry, *L'Homme-Dieu ou le sens de la vie*, Grasset, 1996 (dt.: *Von der Göttlichkeit des Menschen oder Der Sinn des Lebens*, Wien 1997).

² Michel de Montaigne, *Essais*, II, 2, zit. n. der dt. Übersetzung *Von der Kunst, das Leben zu lieben*, übers., ausgew. und hg. von Hans Stille, Frankfurt 2007, 173.

³ Über den Platz, den Jesus im Denken Spinozas einnimmt, sollte man das meisterhafte Buch von Alexandre Matheron lesen: *Le Christ et le salut des ignorants chez Spinoza*, Paris 1971. Dies ist eines der beiden Bücher (neben Alain, *Les dieux*, Paris 1933, dt.: *Wie die Menschen zu ihren Göttern kamen*, München 1965), die mich als Philosoph mit dem Christentum meiner Kindheit versöhnt haben.

⁴ Vgl. Marcel Conche, *La sagesse tragique*, in: ders., *Orientation philosophique*, Paris 1996, 157-184.

⁵ Alain, Brief Nr. 78 an Henri Oldenburg. Vgl. auch die Briefe 75 (an Oldenburg) und 76 (an Albert Burgh).

Aus dem Französischen übersetzt von Gabriele Stein